



Glaubenssachen

Sonntag, 6. November 2022, 08.40 Uhr

Die gar nicht geheime Offenbarung
Was hinter dem letzten Buch der Bibel steckt
Von Christian Feldmann

Redaktion: Florian Breitmeier
Norddeutscher Rundfunk
Religion und Gesellschaft
Rudolf-von-Bennigsen-Ufer 22
30169 Hannover
Tel.: 0511/988-2395
www.ndr.de/ndrkultur

- Unkorrigiertes Manuskript -

Zur Verfügung gestellt vom NDR

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z.B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

„Apocalypse Now“ heißt der Film, mit dem der amerikanische Regisseur Francis Ford Coppola 1979 die Traumata des Vietnamkriegs darzustellen suchte. Während ein Hubschrauber ein vom Vietcong verteidigtes Dorf angreift, ertönt aus einem Tonbandgerät an Bord der Walkürenritt aus Richard Wagners „Ring des Nibelungen“. Martialische, orgiastische, pathetische Musik, die ebenfalls in einer Art Weltuntergang gipfelt. Endzeitstimmung wie im letzten Buch der Bibel – aber ohne Hoffnung auf Erlösung.

Bis in die moderne Welt von Film, Rap, Rock und Romanliteratur wirkt diese Weltsicht fort, die man Apokalyptik nennt, eine Weltsicht, die ihre produktivste Zeit im Spätjudentum hatte und auch das frühe Christentum prägte. Schließlich hatte auch der Wanderrabbi Jesus den unmittelbar bevorstehenden Beginn des Reiches Gottes prophezeit, eingeleitet von einer Zeit schrecklicher Wirren.

„Da sah ich und siehe, ein fahles Pferd; und der auf ihm saß heißt der Tod, und die Unterwelt zog hinter ihm her. Und ihnen wurde die Macht gegeben über ein Viertel der Erde, Macht zu töten durch Schwert, Hunger und Tod und durch die Tiere der Erde.“

Zitat aus der Geheimen Offenbarung, Kapitel 6: Die vier apokalyptischen Reiter. Die Hölle ist los in diesem letzten Buch der Bibel. Kaum ein anderer Teil der Heiligen Schrift liest sich so atemberaubend spannend und erschütternd. Und kaum ein anderer Text ist so schwer zu verstehen. Was ist das für ein Buch, das unbefangene Bibelleser und hochgebildete Theologen zur Verzweiflung treibt, fremde Weltbilder und schier festgeschriebene Übersetzungsfehler mit sich schleppt und dennoch beansprucht, eine vom Himmelskönig Christus höchstpersönlich stammende Botschaft zu enthalten?

Die Offenbarung ist ursprünglich kein Buch für das Privatstudium, sondern ein sehr ausführlicher Rundbrief zum Vorlesen im Gottesdienst, adressiert an einen kleinen Kreis von Gemeinden in der heutigen Türkei, entstanden um das Jahr 70 oder an der Wende zum zweiten nachchristlichen Jahrhundert.

„Ich, Johannes, euer Bruder und Gefährte in der Bedrängnis, war auf der Insel, die Patmos heißt. Am Tag des Herrn wurde ich vom Geist ergriffen und hörte hinter mir eine Stimme, laut wie eine Posaune. Sie sprach: Schreib das, was du siehst, in ein Buch und schick es an die sieben Gemeinden.“

Dass sich der Autor namentlich vorstellt, ist schon einmal ein auffallender Unterschied zur meist anonymen antiken Apokalyptik, enthält aber auch einige Rätsel. Ist dieser Johannes identisch mit dem „Lieblingsjünger“ Jesu, hat er auch das nach ihm benannte Evangelium und die Johannes-Briefe im Neuen Testament geschrieben? Heute ist sich die Forschung einig, dass er ein wandernder Prophet gewesen ist, der regelmäßig etliche Gemeinden besuchte, keiner aus dem kleinen Kreis der ersten Amtsträger. Sein Denken und seine Theologie unterscheiden sich von den übrigen „Johannes“-Schriften in der Bibel. Und ob er sich auf der kleinen Ägäis-Insel Patmos in der Verbannung befand, wie er andeutet, ist unklar – obwohl das „Apokalypsis-Kloster“ dort selbstverständlich eine Grotte anbietet, wo Johannes einem Schüler seine Visionen diktiert haben soll.

Allerdings hat er tatsächlich in einer – lokal begrenzten – Unterdrückungssituation geschrieben, wohl in einem Klima des Antisemitismus und der Ausgrenzung, unter dem Juden auch damals schon zu leiden hatten. Und nicht zuletzt die Anhänger jener neuen Christensekte, die sich dem Kaiserkult verweigerten und in Frage stellten, was überall selbstverständlich war. Eine richtige Christenverfolgung hat es damals Ende des ersten Jahrhunderts unter Domitian nicht gegeben, eher – kurzfristig – zu einem früheren Zeitpunkt unter Nero nach dem Brand Roms oder später unter Trajan und Hadrian. Die exakte Datierung des Rundbriefs ist schwierig.

„Und alle Engel standen rings um den Thron. Sie warfen sich vor dem Thron auf ihr Angesicht nieder, beteten Gott an und sprachen: Amen, Lob und Herrlichkeit, Weisheit und Dank, Ehre und Macht und Stärke unserem Gott in alle Ewigkeit. Amen.“

Die Offenbarung enthält immer wieder Hymnen – die an den Chor der griechischen Tragödie erinnern und schon als Hinweise interpretiert worden sind, dass der Text als kultisches Drama aufgeführt worden sein könnte. Dazu Lobpreisungen Gottes, Proklamationen, Akklamationen, die wohl von der Gemeinde im Chor wiederholt wurden. Zwei Stunden nimmt die komplette Verlesung in Anspruch; danach schloss sich vermutlich das gottesdienstliche Mahl an.

Die sieben kleinasiatischen Gemeinden, an die der umfangreiche Brief ging, heißen Ephesus, Smyrna, Pergamon, Laodizea, sind heute durch Ausgrabungen bekannt, wurden von wohlhabenden griechisch-römischen Christen bewohnt. Johannes konzentriert sich ganz auf das Wesentliche: Wer wohnt im Herzen dieser Christen, auf wen richten sie ihre Hoffnung, von wem lassen sie sich bestimmen, vom Caesar oder von Christus? Ihre bürgerliche Umgebung ist ganz vom Kaiserkult bestimmt, der eben gar keine Gesinnungstyrannie ausübt, sondern weitherzige religiöse Toleranz übt: Jeder darf nach seiner Fassung selig werden, solange er diesen Konsens nicht in Frage stellt.

Doch ausgerechnet die friedfertigen Christen, wie zuvor schon die Juden, gelten vor diesem Background als Störer, als Querulanten, ja als Atheisten: Bringen sie dem ganzen schönen Götterhimmel und seinen spannenden Mythen und Riten doch nur Missachtung entgegen, weigern sie sich doch, dem Kaiser – dem Symbol der Einheit und des Friedens im Imperium – respektvoll zu opfern.

Johannes hat die sieben Gemeinden in einer Vision im schönen Bild von sieben goldenen Leuchtern gesehen – und mitten unter ihnen Christus „gleich einem Menschensohn“, mit Augen wie Feuerflammen, einem Gesicht wie die Sonne und einer Stimme „wie das Rauschen von Wassermassen“.

„Er sprach: Fürchte dich nicht! Ich bin der Erste und der Letzte und der Lebendige. Ich war tot, doch siehe, ich lebe in alle Ewigkeit und ich habe die Schlüssel zum Tod und zur Unterwelt.“

Dieser Christus, „der Heilige, der Wahrhaftige“, diktiert dem Johannes sieben Briefe an die Gemeinden:

„Ich kenne deine Taten, deine Liebe und deinen Glauben“ –

– bescheinigt er ihnen, aber auch, dass sie nur dem Namen nach lebendig sind, müde, ohne Selbsterkenntnis und Begeisterung, dass sie ihre „erste Liebe“ verlassen haben.

„Werde wach und stärke, was schon im Sterben lag!“

– sagt der „Menschensohn“ diesen Christen der ganz frühen Jahre – und uns im 21. Jahrhundert, als wäre keine Zeit vergangen.

An diese sieben Briefe, die im Grunde schon die komplette Botschaft der Apokalypse enthalten, schließt sich eine Vision im Himmel an: ein Saal mit zwei Dutzend Thronen und Donner und Blitz und einem Kristallmeer und einem Regenbogen – dem Zeichen des Bundes Gottes mit der Menschheit – und einem siebenmal versiegelten Buch und einer nicht zu zählenden Engelschar. Gott ist der Schöpfer von allem, Gott ist der Herr der Geschichte, auch wenn in dieser zuweilen der Teufel los ist.

Kenner der Religionsgeschichte erspähen hier Anklänge an den Jerusalemer Tempelkult: Fackeln, Leuchter, Hymnen und Wechselgesänge mit dem dreimaligen „Heilig!“, die Ältesten auf den Thronen, das Lamm als Opfertier. Vor allem aber lässt sich das ganze Szenario als gekonnte Parodie auf den römischen Kaiserkult entlarven. Als Ausdruck einer selbstbewussten jüdisch-christlichen Gegenkultur zur heidnischen Umwelt.

Mag die Kirche gegenwärtig noch durch ein Tal der Tränen wandern, wie hier die Schreie der Märtyrer beweisen ...

„Wie lange zögerst du noch, Herr, Gericht zu halten?“

... mögen kosmische Katastrophen und Verfolgungen bevorstehen, der Herr im Himmel hat die Fäden der Geschichte in seiner Hand, das zeigen die eindrucksvollen Bilder der folgenden Kapitel.

Sieben Siegel werden geöffnet, sieben Posaunen geblasen, sieben Schalen des Zornes auf die Erde ausgegossen. Im Himmel erscheint die Bundeslade – der mythische Schrein mit den Geboten vom Sinai –, über die Erde rasen die vier apokalyptischen Reiter, welche die Schrecken der Endzeit ankündigen: Unter Krieg, Hungersnot und Pest zerbricht die alte Welt und eine neue ersteht.

Es wird nicht ganz klar, was an diesen atemberaubenden Visionen Warnung ist vor dem, was menschliches Fehlverhalten hervorbringen kann, und was Ansage des von Gott unausweichlich beschlossenen Geschichtsverlaufs. Wer die Offenbarung als exakte Prophezeiung liest und ausschachtet, missversteht sie ziemlich sicher.

Denn die Texte bestehen häufig aus mehreren übereinander liegenden Schichten: Gottes Gemeinde ist bedroht und wird verfolgt und doch geschützt.

Gott herrscht längst und scheint doch bisweilen ohnmächtig wie sein ans Kreuz geschlagener Sohn.

Über die zahlreichen aufregenden Details der Johannes- Apokalypse ließe sich endlos reden – weil sie Bildtraditionen, Legenden, Mythen aus der hebräischen Bibel und aus der religionsgeschichtlichen Umwelt in Hülle und Fülle zitiert, paraphrasiert und

elegant ins Gegenteil verkehrt. Die Visionen dienen als literarische Stilmittel, die Zahlen haben ganz bestimmte symbolische Bedeutungen. Das „Tier aus dem Meer“ entlarvt die ganze zerstörerische militärische und politische Macht des Imperium Romanum als Anmaßung. Die „Hure Babylon“, betrunken vom Blut der Heiligen und Propheten, meint einerseits die Zerstörer Jerusalems und seines Tempels und dann wieder Rom in seiner Feindschaft gegenüber dem einen Gott und seinen Anhängern. Anders als in allen anderen Endzeitvisionen damals schiebt Johannes nach der großen Entscheidungsschlacht eine glückliche tausendjährige Zwischenzeit ein. Erst danach vergehen Himmel und Erde in ihrer jetzigen Gestalt vollständig und die Toten werden gerichtet. Die Offenbarung endet mit der wunderschönen Schilderung des himmlischen Jerusalem, wo es keine Herren und keine Sklaven mehr geben wird, keine Tränen und keinen Zwist. Nicht einmal einen Tempel oder irgendwelche Mittler zwischen Mensch und Gott gibt es dort mehr, die Stadt *ist* Gottes Tempel und alle, von Gottes Licht und Freude erfüllt, sind Priester und Könige.

„Ich sah die heilige Stadt, das neue Jerusalem, von Gott her aus dem Himmel herabkommen; sie war bereit wie eine Braut, die sich für ihren Mann geschmückt hat. Da hörte ich eine laute Stimme vom Thron her rufen: Seht, die Wohnung Gottes unter den Menschen! Er wird in ihrer Mitte wohnen und sie werden sein Volk sein; und er, Gott, wird bei ihnen sein. Er wird alle Tränen von ihren Augen abwischen: Der Tod wird nicht mehr sein, keine Trauer, keine Klage, keine Mühsal. (...) Er, der auf dem Thron saß, sprach: Siehe, ich mache alles neu.“

Nach diesem Durchgang durch die hundert Bilder und Szenen der Johannes-Apokalypse dürfte die zentrale Botschaft des letzten Buches der Bibel für Gläubige klar sein: Gott lässt seine Menschen niemals allein, in keiner Konflikt- und Unterdrückungssituation. Er behält die Macht und bereitet ihnen eine Zukunft, auch wenn sich die Kräfte des Todes und der Zerstörung noch so sehr austoben; letztlich fehlt ihnen die Substanz. Parallel zu diesen Kämpfen hat längst ein entscheidender Umbruch begonnen, kündigt sich eine neue Welt an.

Die Dialektik, die in solchen Gedankengängen steckt, macht die Lektüre der Johannes-Apokalypse schwierig. Die Visionen dürfen jedenfalls nicht einfach mit konkreten geschichtlichen Auseinandersetzungen gleichgesetzt werden, und die antike Zahlensymbolik darf man nicht mit glasklaren Zeitansagen verwechseln.

Gott holt seine Getreuen eben nicht wie mit Zauberhand aus Not und Verfolgung heraus, er scheidet nicht peinlich genau zwischen den wenigen ganz Braven in ihren Sektengemeinschaften und den vielen Laxen, nur halb Entschiedenen, und er reserviert seinen Himmel schon gar nicht ausschließlich für Juden, Katholiken oder Anhänger einer bestimmten Moral. So einfach ist es nicht.

Zum Realismus der Apokalypse, so gibt der Bochumer Neutestamentler Thomas Söding zu bedenken, gehöre die Einsicht, dass zur Weltgeschichte immer auch die Abgründe des Bösen zählen:

„Menschen, die in die Klauen des Bösen geraten, sind verraten und verkauft. Wer das leugnet, verharmlost das Böse und verhöhnt die Opfer.“

Krieg, Mord und Totschlag, Hungersnot bringen in der Johannes-Offenbarung die unheimlichen apokalyptischen Reiter, verschuldet aber sind sie in der Regel von den Menschen selbst. Für den Theologen Söding sind die Reiter so etwas wie archetypische Bilder:

„Bilder des Weltunterganges, die von der Unheilsmacht des Todes zeugen und auf die Erschaffung einer neuen Welt zielen. Der Weltuntergang macht dem Leiden ein Ende – allerdings durch den Tod hindurch.“

Wie aber lässt sich eine geschichtliche Katastrophe, die Schuldige wie Nichtschuldige gleichermaßen leiden lässt, als Gericht Gottes verstehen? Nein, es ist ganz und gar nicht einfach.

Verwirrend ist bisweilen auch das Gottesbild der Offenbarung. Der Herr des Himmels trocknet zärtlich die Tränen seiner verfolgten Gläubigen und schreibt ihnen eigenhändig seinen Namen auf die Stirn. Aber mit den Götzendienern und Lügnern führt er einen wütenden Krieg – und lässt es zu, dass die nicht im Buch des Lebens Eingeschriebenen in einem „Feuersee“ landen.

Glasklar und völlig unmissverständlich ist eigentlich nur der ständig wiederholte Appell an Hörer und Leser, sich der herrschenden gottfeindlichen Kultur nicht anzupassen. Verweigern sollen sie sich dem Mainstream der grenzenlosen religiösen und weltanschaulichen Toleranz. Offen sollen sie die eigene Glaubensüberzeugung aussprechen.

Johannes kämpft an zwei Fronten: gegen die tausend bequemen Kompromisse, die Halbheiten mit ihren schlaun Ausreden und das Offenhalten von Hintertürchen. Und die zweite Front: die lähmende Resignation, die Zaghaftheit und Mutlosigkeit. Nicht dass der Mensch angesichts des trostlosen Zustands der Welt bisweilen die Hoffnung verliert, nicht diese Schwäche stellt Johannes an den Pranger, sondern dass er in der Hoffnungslosigkeit hängen bleibt, sich im Verzicht auf Zukunft einrichtet.

„Wer hört, der rufe: Komm! Wer durstig ist, der komme! Wer will, empfangen unentgeltlich das Wasser des Lebens! (...) Amen. Komm, Herr Jesus!“

Die Offenbarung des Johannes steckt voller Herausforderungen – und voller Hoffnung. Politische und christliche Widerstands-kämpfer haben sie oft zitiert und mitreißend ausgelegt, der US-Bürgerrechtler Martin Luther King illustrierte seine charismatischen Predigten mit Bildern aus der Offenbarung. In befreiungstheologisch geprägten lateinamerikanischen Basisgemeinden sind die Texte überaus lebendig – nicht nur Trost spendend, sondern Bewusstsein schaffend, zum Handeln und Kämpfen motivierend.

Ganz offensichtlich hat die auf den ersten Blick so fromm entrückte Botschaft der Johannes-Offenbarung eine subversive Komponente.

Bibellektüre als Hoffnungstraining. Gottes Verheißungen als ein Stück Menschenwürde, Gerechtigkeit, Lebensqualität schon in diesem irdischen Dasein. Der Himmelskönig als Freund der Verfolgten, Ausgegrenzten und Habenichtse. Der Autor der Offenbarung betreibt Theologie, wie man heute sagt, aus der Perspektive der Unterdrückten und Verwundeten, und dass sein Gott ein parteiischer Gott zu sein

scheint, sollte ihm niemand übelnehmen, der die biblischen Propheten und die Jesus-Geschichten aus den Evangelien kennt.

In den wohlbekanntem, aber auch problematischen Bildern der ägyptischen Plagen und des Heiligen Krieges verkündet die Apokalypse, dass Gott die Schreie der Gequälten hört und eine menschenfreundliche neue Welt heraufführen wird.

Wenn es um die tiefsten Sehnsüchte und Glaubenserfahrungen des Menschen geht, haben die Künstler oft eine bessere Antenne als Kardinäle, Kirchenbeamte oder Religionswissenschaftler. Gustav Mahler hat das überirdisch schöne Finale seiner 1895 uraufgeführten „Auferstehungssinfonie“ so erläutert:

„Es ertönt die Stimme des Rufers: Das Ende alles Lebendigen ist gekommen, das Jüngste Gericht kündigt sich an, und der ganze Schrecken des Tages aller Tage ist hereingebrochen. Die Erde bebt, die Gräber springen auf, die Toten erheben sich und schreiten in endlosem Zug daher ... Die Sinne vergehen uns.

Mitten in der grauenvollen Stille glauben wir eine ferne, ferne Nachtigall zu vernehmen, wie einen letzten zitternden Nachhall des Erdenlebens. Leise erklingt ein Chor der Heiligen und Himmlischen: ‚Auferstehen, ja aufersteh´ n wirst du.‘ Da erscheint die Herrlichkeit Gottes! Ein wundervolles mildes Licht durchdringt uns bis an das Herz – Und siehe da: Es ist kein Gericht – Es ist kein Sünder, kein Gerechter – kein Großer und kein Kleiner – Es ist nicht Strafe und nicht Lohn. Ein allmächtiges Liebesgefühl durchleuchtet uns mit seligem Wissen und Sein.“

* * *

Zum Autor:

Christian Feldmann; Theologe, Rundfunkautor und Schriftsteller